

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 21.

Berlin, Mittwoch den 17. Februar

1836.

Frankreich.

Versuch über die Französische Infanterie.^{*)}

Ein König von Spanien hatte von den Mauren eine vollständige Niederlage erlitten; seine Tochter, die Infantin des Reiches, die nicht erst Zeit hatte, eine Armee zusammenzubereiten, stellte sich an die Spitze eines großen Haufens von Fußgängern, die einer so geringen Auszeichnung genossen, daß man sie bis dahin nicht einmal mit einem besonderen Namen beehrt hatte. Angeseuert durch das heldenmüthige Beispiel, das die Prinzessin diesen Männern gab, wurden sie Sieger und rächten die Niederlage des Königs. Das dankbare Spanien gab, um die Heldenthat der Infantin und dieser tapferen Männer zu verewigen, den Soldaten, welche sich zu Fuß geschlagen hatten, den Namen Infanterie. Dieser Name ist nach und nach bei allen Völkern gäng und gäbe geworden.

Die „Encyclopédie méthodique“ nimmt eine andere Abstammung an. Es wird darin gesagt, daß man anfänglich die Fußsoldaten enfans, d. h. Kinder dieses oder jenes Landes genannt habe, sie erhielten hierauf den allgemeinen Sattungsnamen enfans, woraus späterhin Infanterie geworden ist.

Unsere schönste Eroberung, — nämlich die Eroberung Italiens, — unter den Befehlen des jungen Bonaparte, wurde durch eine Armee bewirkt, die nur aus Infanterie bestand, denn die geringe Anzahl Pferde und die wenige Artillerie, welche bei diesem unserm ersten Feldzug thätig war, kann nicht in Anschlag gebracht werden. Wenn wir in die ältere Geschichte hinaufsteigen, bewundern wir den denkwürdigen Rückzug der „Zehntausend“, ein Rückzug, der von kaum vierzig Reitern gedeckt wurde.

Die Infanterie ist also, wie Herr von Barante gesagt hat, die Nation auf dem Schlachtfelde, sie ist es, welche die Armee bildet.

Offiziere, die sich sonst mit Leidenschaft für die Infanterie erklären, gestehen indessen doch, daß ohne Kavallerie und Artillerie die Führung des Krieges unmöglich wird; alle kriegsführende Völker haben das eingesehen. Diejenigen Staaten, welche das meiste Vertrauen in ihre Infanterie setzten, hatten ungefähr ein Sechsteltheil Kavallerie. Das Verhältnis der Kavallerie zur Infanterie ist bei allen Armeen der neueren Staaten verschieden; in Frankreich und Oesterreich bildet die Kavallerie den fünften, in Preußen und Bayern ungefähr den vierten Theil der Armee; in Rußland kann man ungefähr den sechsten Theil annehmen.

Xenophon, Julius Cäsar, Vegetius, der Kaiser Leo, Montluc, Fozard, Santa Cruz, Montecuculi, Feuquières, der Marschall von Sachsen, Turpin und viele andere ältere und neuere militärische Schriftsteller haben stets der Infanterie einen bedeutenden Vorzug vor der Kavallerie gegeben.

Die Franken fochten, als sie aus den Deutschen Wäldern hervordrachen, nicht zu Pferde. Ihre ganze Kraft steckte in der Infanterie; dagegen hatten die Gallier sehr viele Reiterei und nur wenig Fußvolk. Die Franken siegten; dies bestärkte sie nur in der Meinung, welche sie bereits von dem Uebergewicht der Infanterie hatten. Diese Art der Bewaffnung bildete also den Kern ihrer Armee unter den Königen aus dem Urgeschlechte, so wie unter denen der zweiten Generation, das heißt, bis zur Einführung des Lehnwesens. Zu dieser Zeit gestaltete sich in den Köpfen eine vollständige Revolution. Was nur das Werk der sorgfältigsten Berechnungen hätte seyn sollen, war das Produkt einer feindlichen Eitelkeit. Die Könige erbeizten denen, welche sich in ihrem Dienste ausgezeichnet hatten, militärische Gnaden-Bezeugungen, oder gaben ihnen Leben, statt des Soldes. Diese Leben bestanden entweder aus abbenutzt liegenden Ländereien, oder aus solchen, welche man dem Feinde abgenommen hatte, oder aus denjenigen, die von den Krongläubigern abgezweigt wurden. Die Lehnmänner hatten dagegen die Verpflichtung, dem Staate in Kriegszeiten, entweder zu Fuß oder zu Pferde, entweder allein, oder mit einer gewissen Anzahl von Dienstmännern, Hilfe zu leisten. Da die ersten Offiziere die Hauptlehen empfangen hatten, hatte man auch von diesen verlangt, daß sie den Dienst zu Pferde versehen sollten, weil dieser den meisten Aufwand verursachte. Nun aber ließ es sich jeder Franzose angelegen seyn, sich als Kavallerist auszurüsten, um sich auf diese Weise den ersten Männern im Staate gleichzustellen. Die Infanterie bestand jetzt nur noch entweder aus Leibeigenen oder aus der Hefe der freien Männer, sie verlor ihren alten Ruhm, sie schmolz immer mehr zusammen und ward für nichts gerechnet.

^{*)} Aus dem großen Werke „L'Armée Française“, von Joachim Aubert (Caumur, bei Degouy; in Sol. Pr. 50 Fr.) Die obige Darstellung ist natürlich ein abgekürzter und zusammengefaßter Auszug.

Edonius Apollinaris, Agathon und Gregor von Tours stimmen darin überein, daß die Infanterie in der Regierungszeit des ersten Königs-Geschlechtes, und zum Theil auch während der des zweiten, mit der Art, der Lanze, dem Wurfspeer, dem Degen und mit einem Schilde bewaffnet gewesen sey. Procop, der den Feldzug des Westgothischen Königs Theodorich nach Italien beschreibt, sagt: „Das Eisen an den Ketten der Gallier war doppelschneidig und dick; der Stiel war von Holz und sehr kurz. In dem Augenblick, da das Signal ertönt, rückten sie vor, und bei dem ersten Angriff schleudern sie ihre Lanzen gegen die Schilde der Feinde, zerbrechen sie, springen mit gezücktem Degen auf ihre Gegner zu und tödten sie.“ Die Soldaten hatten sehr kurzes Haar, nur oben auf dem Kopfe einen langen Haarbüschel, der in Form einer Aigrette auf die Stirn herabfiel; sie trugen keinen anderen Bart, als einen langen Knebelbart auf der Oberlippe.

Zwei Jahrhunderte nach Errichtung des Lehnwesens, brachten zwei fast zu gleicher Zeit eintretende große Ereignisse eine zu Gunsten der Infanterie wichtige Veränderung hervor; dies waren die Kreuzzüge und die Befreiung der Gemeinden.

Carion Nisas^{*)} meint, daß die Anzahl von Menschen, welche von Europa nach Asien gezogen wären, gezwungen worden sey, sich den Sarazenen gegenüber zu Soldaten zu bilden. Diese Meinung wird um so wahrscheinlicher, als die Edelleute, welche allein die Kavallerie bildeten, nothwendig nach mehreren Gesichten und ermüdenden Marschen ihre Pferde eingebüßt hatten. Jene zusammengelaufenen Haufen aber, die in Europa bei dem ersten Ansehen einer Gefahr auseinanderstoben, fühlten sich in den Wüsten Asiens zur Vereinigung gezwungen, um einen desto lebhafteren Widerstand zu leisten. Die Edelleute, öfters auch zu Fuß, die Wichtigkeit ihres Gefolges erkennend, übernahmen das direkte Kommando über dieselben und bildeten Infanterie-Compagnien daraus.

Voquancourt^{**)} weicht von der eben aufgestellten Ansicht ab, denn, sagt er, während des lange andauernden Kampfes zwischen Frankreich und England, der nach den Kreuzzügen ausbrach, herrschte unter dem Fußvolk dieselbe Verwirrung, dieselbe Nichtswürdigkeit, wie früher. Die Engländer waren bei Virenfosse, Crecqui und Hincourt, die Franzosen bei Cocherel und Poitiers genöthigt, ihre Gendarmen zu Fuß sechten zu lassen, weil man sich auf die eigentliche Infanterie durchaus nicht verlassen konnte.

Ludwig der Dicke gewann durch den traurigen Zustand der Adligen, die durch die Kreuzzüge ruiniert worden waren; er maßte sich eine ausgedehnte Herrschaft über sie an und befreite die Gemeinden. Durch die königlichen Verfügungen, welche ihnen ihre Freiheit zurückgaben, wurden die obrigkeitlichen Behörden zugleich bevollmächtigt, Leute zum Kriegsdienst auszuheben. Der größte Theil der Geschichtschreiber, so wie der ausgezeichnetsten militärischen Schriftsteller, verlegt den Ursprung der regulären Infanterie auf diesen Zeitpunkt. Wir theilen diese Ansicht nicht, vielmehr sehen wir in jener Miliz, welche sich unter König Ludwig dem Dicken zu Anfang des zwölften Jahrhunderts aus den von ihm befreiten Gemeinden herausbildete, den Ursprung der Nationalgarde; sie wurde in den Gemeinden gewählt und von denselben besoldet, und nur, wenn sie über gewisse Bezirke hinausgeschickt wurde, ward sie vom Könige gekleidet, bewaffnet und mit Sold versehen.

Die langen Kriege unter Ludwig VI., der zweite Kreuzzug, und endlich die Regierung Philipp Augusts führten die Gemeinde-Milizen oft über ihre Standquartiere hinaus; bald wurde das Abhandeln derselben unmöglich; darauf bildeten sich unter den Milizen selbst Vereine, unter den Namen Cottereaux, Brabançons, Tardvenus, Malandrins und Andere. Eine andächtige Bruderschaft, welche unter dem Namen „Mönchskutten“ gekleidet war, um den Krieg mitzumachen, beging die größten Excesse. Man erinnert sich, daß diese Stenden späterhin von Duguesclin vernichtet wurden.

Philipp der Zweite ist der Schöpfer der Armbrustschützen. Der Anführer derselben, war, nach dem Comestable, der erste Mann in der Armee. Unter der Regierung Philipp Augusts trugen einige Infanterie-Corps den Namen: servientes (sie versahen den amtlichen Dienst auf dem Lande), satellites (Trabanten, Garde des Königs), bestand nicht aus Edelknechten), ribauds (dies waren die besten Soldaten). Die peteaux und die bedeaux, von welchen Froissard spricht, waren nichts als Troßknechte, mit Knütteln bewaffnete Bauern. Der Name brigand schreiet sich von einem kleinen Harnisch her, brigandine genannt, womit sich die brigandieri, eine Art von Fußsoldaten im 14ten Jahrhundert, bewaffneten, welche, tapfer wie sie waren, sich so zu Dieben und Mördern aus-

^{*)} In seiner Universal-Geschichte der Kriegskunst.

^{**)} In seinem Werke über die Kriegskunst im Mittelalter.

bildeten, daß ihr Name dazu diene, um die Urheber eines jeden Verbrechens dieser Art damit zu bezeichnen. Die sogenannten batteurs d'estrades, deren Name aus dem Italiänischen hergeleitet wird (strada, Straße oder Weg), waren dazu bestimmt, das Amt der Spione zu versehen; sie waren die Voltigeurs oder die leichte Infanterie des Mittelalters.

Wir haben jetzt den Zeitpunkt erreicht, da sich eine reguläre Infanterie bildete. Karl VII. befahl im Jahre 1445, daß jeder Kirchensprengel gehalten seyn solle, einen oder mehrere Fußsoldaten zu stellen und zu unterhalten. Die hierzu ausgewählten Männer wurden von allen Lasten und Steuern befreit, wovon sie den Namen leudes-archers erhielten; sie empfingen einen monatlichen Sold von vier Franken. Ihre Zahl erreichte 16.000, welche in vier große Haufen getheilt waren. Ihre Uniform bestand aus der sogenannten salade (einem leichten Hute), der jacque, einer Art von Blause aus Leinwand und gepreßtem Leder, welches zusammengeliebt und genäht wurde. Sie waren mit einem Degen, mit dem Bogen oder der Armbrust bewaffnet.

Frankreich wurde in militärische Kreise getheilt; die vier großen Heerhaufen zerfielen in Compagnieen von fünfshundert Mann. Jede derselben wurde von einem Hauptmann befehligt; unter demselben stand ein Lieutenant. Einschließlich der Gendarmen, der sogenannten freien Bogenschützen und der fremden Truppen, bestand die Armee jetzt aus wenigstens 65.000 Mann, welche dem Staate, nach unserem Gelde, ungefähr 44 Millionen kostete.

Unter Ludwig XI. erschienen „Langenuechte“ in unseren Reihen, Deutsche Fußsoldaten, welche während des Krieges unsere Hülfstruppen waren und nach Beendigung desselben sich in ihre Heimath zurückgaben. In der Schlacht bei Murten (1476) bediente man sich zum ersten Male einer großen Anzahl von Feuerwaffen. Die Schweizer hatten, nach Commines, 10.000 Feldschlangen. Auch die Armee Karls VIII. verstärkten die Schweizer mit ihren furchtbaren Pfeilen. Da man sich der Pike zum Angriff auf die Reiterei bedienen konnte, so nahm von da ab die Infanterie an Bedeutsamkeit zu. Die Schweizer sind unstreitig die Erfinder dieser Waffe; sie waren die Ersten, welche Infanterie-Haufen bildeten, deren Massen auf eine solche Art aufgestellt waren, daß die Kavallerie nicht zum Einbauen kommen konnte. Wenn aber die Infanterie in dieser Zeit der Reiterei widerstehen lernte, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, so wurde sie dagegen bei dem bloßen Anblick der Artillerie von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß man diejenigen mit dem Tode bedrohte, die bei dem Anblick der Kanonen davonlaufen würden.

Ludwig XII. errichtete an die Stelle der sogenannten freien Bogenschützen, welche völlig aufgelöst wurden, neue Heerhaufen; dieses waren die Gasconner oder die schwarzen Compagnieen. Franz I. rief späterhin die „Jusligation“ ins Leben; sie bestand aus 6000 Mann und wurde in sechs Haufen abgetheilt. Jeder einzelne Haufen war nach denselben Grundsätzen, wie die ganze Legion, zusammengesetzt. Diese Corps wurden dann auf acht erhöht und führten den Namen derjenigen Provinz, welche sie erhalten mußte: Picardie; Normandie; Bretagne; Burgund; Champagne und Navarra; Dauphiné; die Provence mit Lyon und Auvergne, und Guyenne.

Unter Karl IX. (1567) ward die Legion von Guyenne, welche fünf Jahre vorher aufgelöst worden war, neu organisiert und legte sich den Namen Regiment bei; alle übrigen Legionen säumten ebenfalls nicht, diese Benennung anzunehmen. Uebrigens ist durchaus keine Ähnlichkeit zwischen unseren jetzigen Regimentern — diesen Musterbildern der Ordnung, wo Alles der Stimme eines einzigen Mannes gehorcht — und jenen Infanterie-Corps unter Heinrich II., welche eigentlich nur große regellose Banden waren.

Die Infanterie stellte sich damals in eine zehnfache Linie auf; die Feuerwaffen wurden an den Flügeln aufgestellt; die Pike bildeten das Centrum.

Uebergehen wir die Zeit der Bürgerkriege; welche Fortschritte konnte Frankreich in der Kriegskunst zu einer Zeit gemacht haben, da seine Bewohner sich unter einander hinwürgten?

Die Uniformirung, obgleich in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung schon seit langer Zeit Befehle erlassen worden waren, ging doch nur langsam vorwärts. Bis zur Regierung Karls VI. war das Panzerhemd für gewöhnlich im Gebrauch, unter Karl VII. ward dieses durch den Wappenschilde verdrängt. Dieser Wappenschilde verdrängte allmählig vor dem sogenannten Boqueton (einer Art von weitem Rock) und der casaque (einer Art Reitercollet.) Unter Franz dem Ersten ward der Boqueton allgemein, die casaque hörte auf, ein Uniformstück zu seyn, und die Schärpe, welche zu den Zeiten des heiligen Ludwig für eine Auszeichnung galt, erschien wieder unter Heinrich II. Aber die eigentliche Uniformirung begann erst unter Ludwig XIII., kurz vor der Belagerung von Rochelle. Dieser König setzte die Infanterie auf einen mehr Ehrfurcht gebietenden Fuß und erhöhte die Zahl der Regimentern auf 31. Die Pikenträger waren damals die am meisten geachteten Soldaten; sie wurden unter den Kräftigsten noch besonders ausgewählt und nahmen die erste Linie ein, um die Kavallerie anzugreifen. Im Jahre 1666 zählte man bereits 46 Regimentern, ohne die 33 freien Compagnieen mitzurechnen. Um diese Zeit wies Ludwig XIV. jedem Regimente seinen Rang an; denn bis dahin hatten sich alle um den Vorzug, welcher ihnen gebühre, lebhaft gestritten. Er bestimmte auch die Rangordnung der verschiedenen Grade. Ein Regiment bestand damals nur aus einem einzigen Bataillon. Den Generalstab bildeten ein Oberst, ein Oberst-Lieutenant, ein Major, ein Regiments-Adjutant, ein Quartiermeister, ein Feldprediger, ein Regiments-Tambour, ein Profos, ein Unterprofos, ein Regiments-Schreiber, ein Chirurg, mehrere Bogenschützen und ein Nachrichtenführer. Die Compagnieen bestanden gewöhnlich aus 40 bis 100 Mann. Das Bataillon bestand aus 17 Compagnieen. Das Kerzen der Granaten geschah damals von allen Soldaten ohne Unterschied. Im Jahre 1667 wurden vier Mann von jeder Compagnie eigens mit diesem Dienste beauftragt, und diese erhielten den Namen Grenadiere,

(Granatenwerfer.) Später hatten alle Regimentern und endlich alle Bataillone ihre Elite-Compagnieen; der Titel Grenadier war anfangs die Benennung der Erlesenen unter der Soldateska. Unsere Feinde wissen, daß die Kinder solcher Väter nicht ausgeartet sind.

Im Jahre 1704, in der Schlacht bei Speier, machte unsere Infanterie zum ersten Male einen Angriff in geschlossenen Reihen und mit geschäftem Bajonnet. Es schien, als ob ihnen die Worte des Herrn von Lewis eingeleuchtet: die Flinte sey eigentlich nur der Stiel des Bajonnetts.

Im Anfange der Regierung Ludwigs XV. bestand die Infanterie aus 134 Bataillonen, welche 98 Regimentern bildeten. Alle diese Regimentern trugen nicht dieselbe Uniform; der eigentliche Stoff des Kleides war bald weiß, bald blau; die Aufschläge, die Beinleider und die Stümpfe waren ebenfalls von den verschiedensten Farben. Jedes Bataillon hatte drei Fahnen. Die erste, von weißem Taffet, war die Oberflens- oder Hauptfahne; die Farbe der beiden anderen, welche man die Dedannanz-Fahnen nannte, blieben der eigenen Wahl des Bataillons überlassen; an jeder derselben befand sich eine Fahnenfahne und auf derselben ein großes weißes Kreuz.

Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts finden wir die Infanterie wieder organisiert, wie unter Ludwig XIV.; die Mißbräuche waren noch größer. Aber da kam ein Mann von Genie, ein Fremder, — der Marschall von Sachsen — nach Frankreich und beseitigte einen großen Theil dieses Uebels.

Moriz von Sachsen führte in unsere Armee den abgemessenen, gleichförmigen Schritt ein, wodurch die ungleichmäßige Fortbewegung abgeschafft, so wie dem Durchbruch und der Unordnung vorgebeugt wurde, und ließ sie, ohne Widerrede, einen außerordentlichen Fortschritt in der Taktik machen; er wollte, daß die Infanterie stark und beweglich zugleich sey, daß die Stellungen dieser Streitmacht sich auf jedem möglichen Terrain zu entwickeln im Stande wären.

Er führte unter Anderem das Preussische Exercitium, als Grundlage des ersten Unterrichts, ein, man bediente sich der Waffen in geschlossenen Gliedern, was man bis dahin noch nicht gewagt hatte. Auch entlehnten wir von den Preussen das Pelotonfeuer, welches beide Glieder zu gleicher Zeit ausführten, indem das vorderste sich auf die Knie niederließ. Der Marschall von Sachsen liebte indessen das Feuer der Infanterie nicht, er nannte es ein armseliges Schießen. Er führte die Russe ein, nach deren Takt die Truppen marschiren mußten; er trat entschieden gegen die seit unendlichen Zeiten übliche Sitte auf, beim Beginn des Frühlings ins Feld zu rücken.

Zur Zeit der Revolution wurde die Armee von den verschiedensten Unruhen bewegt; die adligen Offiziere sahen ihre Privilegien für immer dahinschwanden, die Emporkömmlinge bellagten sich mit Recht über die Erniedrigung, wozu der König selbst sie verdammt hatte; die Unteroffiziere, welche mehr mit den Massen in Verbindung kamen, leisteten den freimüthigen Ideen, welche von allen Seiten auf sie ankamten, jeden möglichen Vorschub, und wie es fast immer geschieht, wurde auch hier die allgemeine Gemüthung des Volkes zu derjenigen der Armee. Die Volks-Tyrannie folgte dem guten Willen aber bald nach, und die beratshlagenden Versammlungen forderten blinde Anerkennung ihrer Grundsätze; der Patriotismus der Armee erkaltete, und bald bemächtigte sich die Unruhe auch der vermeinten Volks-Vertreter, die unsere Truppen nur mit Mißtrauen beobachteten. Das Gesetz vom 30. Germinal des Jahres V. zeigt deutlich die Eifersucht der Advokaten, welche Mitglieder des Konvents waren, gegen ihre militärischen Kollegen. Dieses Gesetz untersagt den der Versammlung zugeordneten Offizieren, während der Dauer der Session ihre militärischen Funktionen auszuüben, und nimmt ihnen jede Aussicht auf Advancement, außer dem durch Anciennität.

Europa zitterte, wenn es den Marsch des Französischen Volkes vernahm (?). Wenn die Bataillone der Republik durch eine Stadt zogen, marschirten sie außer der Linie; im Sommer mit Staub, im Winter mit Roth bedeckt, gingen sie Arm in Arm, der Freund mit dem Freunde. Weiber selzten, es waren die Mütter und Frauen, ihre Stirn war ruhig und heiter. Man stimmte die Marschallaise oder die Abschieds-Hymne an, während der Befehlshaber, zu Fuß, mit Kamätschen, einen Stock in der Hand, eine Kürbisflasche im Ueberwurf, mit dem stillen Lächeln eines Soldaten auf den Haufen blickte. — O, wie seyd ihr dagegen so bleich, ihr Helden des Titus Livius und des Tacitus! Wie müßt ihr Krieger des Julius Cäsar und Epaminondas gegen unsere republikanischen Soldaten zurücksehen! *) (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Cours de psychologie. — Erster Theil. Allgemeine Anthropologie. Von H. Ahrens. 7 1/2 Fr.
Des ouvriers et des moyens d'améliorer leurs conditions. Heures de récréation. — Von Madame Melanie Waldor. 4 Fr.
Nouvelles morales et religieuses. — Von Camilla Bodin und Jenny Basile. 2 Bdehen. 4 Fr.
Kundes sur l'histoire de France et sur quelques points de l'histoire moderne. — Von A. Trognon. 7 Fr.
Recherches historiques et statistiques sur la Corse. — Von J. Nobiquet. Mit Karten und Kupfern.

England.

Shakespeare's Duellen zu Romeo und Julie.

Herr Philardie Chastet, der bereits durch treffliche Bearbeitungen und Uebersetzungen jenes feltene poetische Talent, sich ganz mit dem

*) Gönnen wie dem patriotischen Franzosen diese kleine Gerechtigkeit!

ausländischen Originale zu verschmelzen, gezeigt hat, ein Talent, das in Deutschland nur Haller^{*)} (?) und Göthe, in England nur Coleridge und Walter Scott im hohen Grade besaßen, **) hat in einer schönen Abhandlung, die er seiner neuen Uebersetzung von Romeo und Julie^{***)} vorausgeschickt, die Quellen aufgezählt, woraus der große Engländer geschöpft hat. Aus dieser fleißigen und gelungenen Arbeit geben wir folgenden Auszug.

Die Geschichte Romeo's und Juliens wurde durch Luigi da Porta, einen Italiänischen Erzähler um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, verbreitet; er selbst aber hat sie von einem gewissen Pellegrino, der als Soldat und Märchen-Erzähler, wie die meisten damaligen Veroneser, sich auszeichnete. Lange jedoch, ehe Luigi da Porta diese Geschichte in einem blühenden und wohlklingenden Stil erzählte, war die Sage von einem fast gleichen Abenteuer zu Siena im Umlauf, und zwar durch einen wenig bekannten Schriftsteller um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Dieser nennt sich Masuccio di Salerno. Er machte sich zum besondernern Vergnügen, die Erzählungen von Zeitgenossen zu sammeln, und sie schnell dem Publikum unter dem Titel Novellino zu übergeben. „Gott verdamme mich“, ruft er in der Vorrede aus, „wenn nicht jede Begebenheit, die ich hier erzähle, mir als wahr mitgetheilt worden ist; mein Buch enthält keine Märchen, sondern wirkliche Begebenheiten.“

Dem sey nun wie ihm wolle, mögen es Märchen seyn oder nicht, so bleibt doch das Thatfache, daß im Novellino sich die selbste Spur vom Roman Romeo's und Juliens findet. Begebenheiten und Personen sind meist roher gezeichnet, von der Farbegebung und Ausschmückung des Luigi da Porta findet sich nichts. Der Liebhaber heißt darin Mariotto di Siena; er heirathet heimlich ein junges Mädchen aus reichem Hause, die Gianotta heißt. Wegen einer ihm persönlich zugesessenen Beleidigung rächt er sich auf echt Italiänische Weise, d. h. durch Mord, weshalb er aus Siena verbannt wird. Die junge Frau nimmt, im Einverständnis mit einer vertrauten Dienerin, Maßregeln, um für geborgen gehalten zu werden. Nachdem sie in der Familiengruft beigeseht worden, entfernt sie sich von dort heimlich, um nach Mantua zu ihrem dorthin verbannten Liebhaber und Gatten zu eilen. Indessen war ihr die Nachricht ihres Todes nach Mantua vorausgeeilt und zu den Ohren Mariotto's gedrungen. Dieser macht sich sogleich auf den Weg nach Siena, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist; er troßt dem Tode, oder vielmehr er wünscht ihn, denn er will am Grabe seiner Geliebten sterben. Er wird bald erkannt, sein Kopf fällt von der Hand des Henkers und wird auf einem der Thore der Stadt aufgesteckt. Die unglückliche Gianotta, die den Gatten nicht in Mantua findet, kehrt schnell nach Siena zurück, um dort mit ihm zusammenzutreffen — und der erste Gegenstand, der sich ihren Blicken darbietet, ist das blutige Haupt Mariotto's! Die Verzweiflung bricht ihr das Herz und sie haucht am Thore ihr Leben aus.

Masuccio versteht also die Begebenheit in ein Zeitalter, wo die Barbarei der Sitten noch in roherer Kraft bestand, wo noch keine Verweichlichung durch Civilisation eingetreten ist. In seiner Darstellung sucht man jene schwachtenden und liebegläubenden Worte Giulietta's und Romeo's vergebens, die ihnen Luigi in den Mund legt. Das Drama entsteht, wächst und endet an der Hand der Leidenschaft selbständig, ohne die fernste Einmischung fremder Charaktere; kein dienstfertiger Mönch, keine schwächliche Wärterin, keine Hölle und Hölle irischen hier mit. Alles läßt durch diese Einfachheit vermuthen, daß Masuccio die ursprüngliche Anekdote wenig geändert hat, und wir ein wahreres Bild des Sittenzustandes darin erblicken. So war es ja im 16ten Jahrhundert auf Italiänischem Boden: der Mord leicht und ohne Schanke vollbracht, die Liebe ungestüm und zu Allem fähig, die Thore der Stadt mit blutigen Menschenköpfen bespant, und das Innere des häuslichen Lebens mit großen Trauerspielen erfüllt, welche durch heftige Leidenschaften herbeigeführt worden.

Die Geschichte Romeo's und Juliens, deren erster Pathe Masuccio war, und die an dem gewandten Luigi da Porta einen geschmackvollen Pflieger fand, wurde auf's neue von einem Märchen-Dichter aufgenommen und manchen leichtem Metamorphosen unterworfen.

Es war ein Schriftsteller in der Bretagne, der Pierre de Boisfueau hieß, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts lebte und als Verfasser mehrerer Bücher, die voll von Wundergeschichten waren, genannt wird. Pierre de Boisfueau beschrieb in einem pietischen und lebendigen Stil, wie er in der Regel den Bretaguern eigen ist, die: „Tragiques Histoires de Romons et de Julietta“, und machte auf einer Reise in England mehreren Vornehmern in London ein Geschenk mit seinem Buche.

Ein gewisser Arthur Brookes, ein schlechter Poet, suchte damals für seine Aftermuse einen Gegenstand, und fand die Geschichte Romeo's und Juliens für seinen Plan geeignet. Er zwang sie in Reime, und machte durch Beschreibungen, lange Reden, endlose Abschweifungen und Anmerkungen ein ganz furchtbares Weis daraus. In diesem Zustande nun fand der junge Shakespeare den Stoff zu seinem Drama. So flüßte der Zufall dem Genius des Nordens ein Werk zu, das der Süden erzeugte und das von südlicher Gluth der Leidenschaft eingegeben war. Lange, ohne Zweifel, haben die Italiänischen Soldaten unter ihren schattigen Zelten in Apatien sich durch die Erzählung der Geschichte unterhalten, haben

sich des Abends dadurch von den Mähen und Kämpfen des Tages erholt; die kunstlose Erzählung eines Jahrhunderts rundet sich dann unter der Feder eines gewandten Geistes, geht nach Frankreich über, wo die Herren am Hofe leidenschaftlich alle Italiänischen Uebersetzungen verschlingen; geräth hier in die Hand des Pierre de Boisfueau, der ihr eine Färbung von spöthischer Philosophie giebt; sie geht dann über's Meer, wo sie sich von der unglücklichen Einbildungskraft eines Arthur Brookes' mißhandeln lassen muß, und dann erst bemächtigt sich ihrer Shakespeare! Und jetzt erst, nach so langem Umwege, ist sie an den rechten Mann gekommen, den Mann, der ihr die Unsterblichkeit verleihen kann! Was bisher die Erzählung im Grunde nur war, was bisher nur die zu den Füßen der Damen am Hofe Franz I. auf Sammetkissen sitzenden jungen Herren ihren Gebieterinnen vorerzählt haben, das sollte jetzt eine imposante Gestalt erhalten. Nicht mehr sollten es die bleichen Schatten seyn, die durch ein Märchen zehren, nicht mehr die abenteuerlichen Wesen, die ein Novellist heraufbeschwört; es sollten feste Existenzen werden, ewige Repräsentanten unglücklicher Liebe. Ihr Andenken sollte nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen, wie das Andenken so vieler tausend Romanenhelden, verlöschen, sondern es sollte verewigt, sollte die Meere und Berge überschreiten und ein Gemeingut aller Völker werden; die großen Meister Italiens sollten ihm entzückende Töne leihen und jede Bühne dem Volke Romeo und Julie zeigen. (Rev. Britt.)

R u s s l a n d.

Die Berg- und Hüttenwerke im Ural.

Die freigebige Natur, die ihre Gaben überall hinpendet, scheint Rußland sehr begünstigt zu haben. Einen Flächenraum auf dem Erdball einnehmend, der in seinem Umfange die kalten Zonen des Nordens mit ihren Eis- und Schnee-Massen und die warmen mit ihrem heiteren Himmel in sich schließt — hat Rußland Ueberfluß an allen Reichthümern, allen Gegenständen, die dem Menschen theils unumgänglich nöthig zu seiner Existenz sind, theils ihm zum Luxus dienen. An der nördlichen Gränze, in den dichten Wäldern Sibiriens, giebt es Fohel, Fuchse, Biber und andere ihnen ähnliche Thier-Arten, die uns kostbare, einen wichtigen Handelzweig bildende Felle liefern; im Süden, in der Keim, an den Ufern des Don, reist die Weintraube und werden Seidenwürmer erzogen. Im eigentlichen Rußland endlich, auf seiner ganzen Oberfläche, wird der Ackerbau nach einem großen ausgedehnten Maßstabe betrieben. Doch eine der wichtigsten Quellen des Reichthums von Rußland ruht im Schoße der Erde. Wir meinen die Bergwerke. Außer Gold- und Silber-Gruben findet man in Rußland sehr viele Gruben anderer Metalle, namentlich von Kupfer und Eisen; von letzteren verdienen ihrer Wichtigkeit und Ausdehnung wegen die im Ural belegenen die größte Aufmerksamkeit. Denn obgleich es auch in anderen Theilen Rußlands Kupfer- und Eisen-Gruben giebt, so stehen sie doch weit hinter den Uralschen zurück. Der Reichthum und die Ausdehnung dieser Gruben waren es allein, die zur Anlegung der vielen dortigen Hüttenwerke, um Kupfer und Eisen zu bearbeiten, die Veranlassung gaben. In diesem Augenblicke, wo Fabriken und Handel sich in Rußland einen immer größeren Wirkungskreis bilden, spielt der Bergbau, dessen Hauptsiß im Ural ist, eine höchst wichtige Rolle. Die Erzeugnisse der dortigen Hüttenwerke befriedigen die Bedürfnisse von fast ganz Rußland, und werden außerdem in nicht unbedeutenden Quantitäten von den Asiatischen Völkern bezogen, so wie sie andererseits einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel nach Europäischen Staaten bilden. Bei dieser Wichtigkeit der Uralschen Hüttenwerke, glaube ich, daß einige Worte über dieselben nicht ohne Interesse seyn dürften.

Noch lange nachdem durch Jermal Sibirien dem Scepter Joann's des Strengen unterworfen ward, benutzte Rußland die auf der ganzen Ausdehnung des neuerworbenen Landes, namentlich im Ural, verborgenen Schätze nicht. Bekanntlich wurden nicht früher als zu Zeiten des Zars Michailo Feodorowitsch, ungefähr in der Gegend, wo jetzt Perm steht, Eisenwerke angelegt. Bei dem damaligen Zustande Rußlands, hinsichtlich der Gewerbe im Allgemeinen, besonders aber des Bergbaues, den unsere Vorfahren fast gar nicht kannten, läßt sich denken, wie diese ersten Sibirischen Werke beschaffen waren. Auch konnten sie (es waren ihrer übrigens auch nur zwei) sich nicht lange erhalten und geriethen bald gänzlich in Verfall. Die Verhältnisse Rußlands waren damals der Art, daß dem Bergbau bei seinem Entstehen keine Unterstützung werden konnte. Dieser sowohl wie so viele andere Gegenstände blieben der Regierung Peter's des Großen aufgehoben. Als dieser kräftige Bildner Rußlands auftrat, blieben seinem Scharfsolck die im Ural ruhenden Schätze nicht verborgen. Wilhelm von Henning, der durch den guten Zustand der unter seiner Leitung gestandenen Hüttenwerke von Olong, die der Flotte Kanonen und andere Gegenstände lieferten, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich gezogen hatte, ward im Jahr 1722 von Peter I. nach Sibirien gesandt, um nicht nur die bestehenden äußerst mangelhaften Hüttenwerke zu verbessern, sondern auch an dazu geeigneten, der Wahl Henning's überlassenen Orten neue anzulegen. Im Jahr 1723 dort angelangt, schritt Henning sogleich an's Werk. Er fand bald, daß die bestehenden Werke viel zu entfernt von Wald und Gruben waren. Vermuthlich war dies der Grund, daß er sich genöthigt sah, neue Werke anzulegen, um den Bergbau in Sibirien zu heben. Noch in demselben Jahre kam ein solches am Fluß Jety, nahe bei dessen Ausfluß aus dem Nischlichen See, zu Stande. Um gegen Uebersälle von Wätschuren und anderen benachbarten nomadischen Völkern geschützt zu seyn, mußte bei dem Werk eine Festung angelegt werden, die später, bei vermehrter Einwohnerzahl, eine Stadt und von Henning Katharinenburg genannt wurde; er gründete in derselben ein Ober-Berg-Amt, die erste obere Berg-Bezirk in Si-

*) Am richtigsten wäre wahrscheinlich Herd er zu lesen, oder Schiller, wenn nicht vielleicht H. v. Schlegel gemeint war, da ja hier von Shakespeare die Rede ist; weder Albrecht von Haller, noch sein Enkel, der bekannte politische Schriftsteller, waren Uebersetzer. Genauigkeit ist bekanntlich eine Tugend, mit der Französischer Schriftsteller nicht immer degab sind.

**) Wir müssen übrigens gegen diese unbedingte Vortheile des Herrn Whittaker's Schadloß, als Uebersetzer, förmlichen Protest einlegen; seine Kenntniß der Englischen Sprache und Literatur ist gewis sehr schätzbar; als Uebersetzer von Jean Paul's „Titan“ hat er jedoch nicht bewiesen, daß er jenes Talent besitze, sich ganz mit dem Deutschen Original zu verschmelzen.

***) Bildet einen Theil des ersten Bandes, der so eben erschienenen Biblioth. quo Anglo-Française, herausgegeben von D'Sullivan.

birien. *) Indessen ergab sich bald, daß der bei dem neuen Werke angelegte Damm Wasser durchließ, weshalb Henning etwas höher als Katharinenburg, an dem nämlichen Fluß Irtys, einen Reservoir-Damm erbaute. Da aber auch dieser unüblicher Weise Wasser in den Katharinenburgischen Teich ließ, befahl Henning, dort ein Eisenwerk und später einen Ofen zum Schmelzen des Gusseisens aufzuführen. Dieser Anlage gab er den Namen „Hütte der Casarewina Anna.“ Bald darauf erhielt sie den Namen der Ober-Irtysischen Hütte, den sie noch jetzt führt, wo sie das Eigenthum des Garde-Kornets A. Jacowless ist. Solchergehalt ward Henning durch seine Thätigkeit während seines zehnjährigen Aufenthalts in Sibirien ein thätiger Beförderer des dortigen Bergbaues. Sein Nachfolger war der durch seine Vorkenntnisse bekannte W. Tatischeff. Ausdrücklich vom Berg-Kollegium nach Schweden gesandt, um dort den Bergbau kennen zu lernen, kam derselbe später, im Jahre 1734, nach Katharinenburg und zeigte dort eben so große Thätigkeit als Henning, dessen weise Einrichtungen er nicht nur beibehielt, sondern auch noch sehr verbesserte. Den großen Mangel an Meistern aller Art bemerkend, drang Tatischeff beim Berg-Kollegium darauf, diese aus Schweden und Sachsen kommen zu lassen, und obgleich seine Vorstellungen nicht immer den gewünschten Erfolg hatten, so trugen dennoch die wenigen Meister, die er erhielt, wesentlich zur Verbesserung der Hüttenwerke bei. Die wichtigste Sache, die er zu Stande brachte, war die Bergwerks-Ordnung, die er abgefaßt hatte. Er verwaltete indessen die Uralischen Werke nicht lange, indem er im Jahre 1737 zu anderen Geschäften abberufen wurde. — Hätten die Uralischen Werke immer solche Verwalter gehabt wie Henning und Tatischeff, so würden sie gewiß schon früher die Stufe der Vollkommenheit erlangt haben, auf der sie jetzt stehen.

Rußland unterdessen, von Peter I. in die Reihe der Europäischen Staaten eingeführt, begann, bei zunehmender Aufklärung und damit verbundener Vermehrung der Bedürfnisse, mehr wie jemals einzusehen, wie wichtig ihm der Bergbau sey, und daher ward dieser seither von der Regierung nicht immer sehr beachtete Erwerbszweig ein Gegenstand ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Bereits unter der Regierung Peter's I. hatte Mitita Demidoff von diesem Monarchen zur Anlegung von Hüttenwerken große Privilegien erhalten. Dagegen in Wissenschaften wenig bewandert, was bei dem damaligen Zustande der Aufklärung in Rußland gerade nicht auffallend ist, aber begabt mit natürlichem Verstand und einer Beharrlichkeit, die alle Hindernisse zu überwinden wußte, hat Demidoff durch die von ihm angelegten Werke, die er immer zu vervollkommen suchte, viel zum Besten des Bergbaues gethan. Die zweiten Gründer der Sibirischen Hüttenwerke waren die Barone Stroganoff, die gleiche Vorrechte besaßen wie Demidoff und so wie er, mehrere Werke anlegten. Doch Weider Thätigkeit machte nur den Anfang. Die Kaiserin Anna Joannowna, um den Bergbau noch mehr zu beleben, verlieh denen, die Kupfer- und Eisenhütten anlegen wollten, noch größere Vorrechte, eine Maßregel, welcher der Uralische Bergbau vielleicht seinen Aufschwung verdankt. Im Jahre 1740 wurden in Folge eines Kaiserlichen Ukases viele der Regierung gebührende Werke an Privatleute verkauft, die auch bald einen größeren Nutzen aus denselben zogen, als die seitherigen von der Regierung eingesehten, nicht immer sehr unterrichteten Beamten. Einige Werke wurden erweitert und mit größeren Maschinen versehen, indessen war noch immer nicht der Zeitpunkt eingetreten, wo man an Verbesserung der Maschinen dachte. In den Jahren 1780 und 1790, in denen Rußland sich immer enger an Europa angeschlossen und die Berg-Wissenschaften ein immer höheres Interesse bei uns gewonnen, bildete sich auch unser Bergbau immer mehr aus. Nicht mehr allein uns begünstigend mit den Entdeckungen und Vervollkommnungen von Seiten der Fremden, die wir ins Land riefen, fingen wir selbst an, uns mit solchen Wissenschaften zu beschäftigen, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Bergwesen stehen. Bekannt ist Lomonossow's Thätigkeit in Bezug auf Mineralogie und auf andere Wissenschaften; auch andere Männer zeigten einen gleichen Eifer. Zugleich mit diesem steigenden Interesse für die Berg-Wissenschaften, vermehrte sich auf unseren Hüttenwerken auch die Zahl der mit den nöthigen Kenntnissen versehenen Individuen, wodurch die thätige Mitwirkung von Ausländern immer entbehrlicher ward. Dabei versäumte die Regierung nicht, Russen ins Ausland zu senden, um sich dort mit den Fortschritten des Bergbaues und mit dem damit verbundenen Wissenschaften genauer bekannt zu machen. Jedoch war alles dieses noch nicht hinreichend, und um nicht auf demselben Punkt stehen zu bleiben, mußten noch wirksamere Maßregeln getroffen werden. Es ward eine neue Bergwerks-Ordnung abgefaßt, in Folge welcher unter Anderem auch bei den der Krone gebührenden Hüttenwerken Schulen errichtet wurden, in welchen junge, dem Bergbau bestimmte Leute in den zu dieser Beschäftigung unumgänglich nöthigen Wissenschaften unterwiesen wurden. Diese Maßregel trug wesentlich zur Ausdehnung des Bergbaues bei. In der letzten Zeit, wo mit der steigenden Aufklärung aller Wissenschaften alle neue Entdeckungen und Erfindungen von den Russen nicht unbeachtet blieben, vervollkommnete sich auch das Bergwesen immer mehr. Bald waren die obenerwähnten, nur für die Werke der Krone bestimmten Schulen nicht mehr hinreichend. Den Privatwerken mangelte es noch immer an tüchtigen, kenntnißreichen Individuen. Um diesem Mangel abzuhelfen, ward ein Berg-Kadetten-Corps errichtet, das später mit bedeutender Erweiterung seines Wirkungs-Kreises in das noch jetzt bestehende Berg-Ingenieurs-Corps umgewandelt ward. Auf diese Weise gelangten unsere Kupfer- und Eisenwerke zu einer solchen Stufe der

Vollkommenheit, daß sie sich den Werken dieser Art in England, Schweden und anderen Europäischen Staaten gleichstellen können. Es würde zu weit führen, diese Gleichstellung näher auseinander zu setzen, nur sey es uns erlaubt, einige Worte über die Güte der Erzeugnisse unserer Hüttenwerke und besonders der Uralischen zu sagen, die in Folge ihrer die Arbeiten sehr begünstigenden Lage den ersten Rang unter allen an anderen Orten belegenen Werken einnehmen. Das im Ural gewonnene Kupfer gelangt zum Verkauf nur in zwei Sorten, nämlich in Stücken und in Platten, verschieden an Gewicht und Größe. Unter den Eisen-Fabrikaten sind, hinsichtlich der mühsamen Bearbeitung, am ausgezeichnetesten, die Eisenplatten, die zum Dachdecken gebraucht werden. Am besten werden sie in den Ober-Irtysischen, dem Herrn A. Jacowless gehörigen Werken geliefert; auch werden diese am theuersten bezahlt. Bei der ersten Ausstellung Russischer Fabrikate in St. Petersburg im J. 1829 erhielt Hr. Jacowless als Preis die große goldene Medaille. Nach diesen Eisenplatten folgt zunächst das sogenannte Kessel-Eisen, das zu Branntwein- und andern Kesseln gebraucht wird. Das Rad- oder Schienen-Eisen ist auch schon viel besser, wie früher. Einige Werke liefern auch verzinnetes Eisenblech, jedoch nicht so viel, als von den oben genannten übrigen Fabrikaten. Dies sind die Gegenstände, die der Ural liefert. Ich schweige hier von der Ausbeute an Gold, die, so wichtig und ausgebreitet wie sie ist, und wegen des wohlthätigen Einflusses, den sie auf das Gedeihen des Uralischen Berg-Vertriebes hat, einer ganz besondern Erwähnung verdient. Zu dem nicht minder wichtigen Gegenstände gehören das Stangen- und Gieß-Eisen. Beim Bearbeiten des Stangen-Eisens, wo es weniger an der Bearbeitung als an der Güte des Erzes liegt, hat man, mit wenigen Verbesserungen, noch das älteste bei den Hüttenwerken im Ural angewandte System beibehalten; dagegen werden in Gusseisen die vorzüglichsten Gegenstände geliefert.

Um die Uralischen Hüttenwerke immer mehr zu vervollkommen, dürfte es zweckmäßig seyn, bei den Privatwerken Schulen anzulegen, um Knaben nicht nur in den im gemeinen Leben nöthigen, sondern auch wenigstens in den Anfangsgründen der zum Bergbau erforderlichen Wissenschaften zu unterrichten. Die Herren Demidoff und mehrere andere Besitzer von Hüttenwerken haben bereits das Beispiel dazu gegeben. Wenn, wie zu hoffen, die übrigen Besitzer ein ähnliches Verfahren beobachten, so läßt sich für die Zukunft mit Grund eine immer noch glücklichere Epoche für den Uralischen Bergbau erwarten. (C. II.)

Mannigfaltiges.

— Neues Italiänisches Heldengedicht. Ein solches hat so eben Herr Domenico Biondi in Mailand unter dem Titel „der Frieden von Adrianopel, oder das befreite Griechenland“ *) erscheinen lassen. Es besteht aus acht Gesängen, welche folgende Ueberschriften haben: 1) der Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827; 2) die Schlacht von Navarin; 3) die Bewaffnung; 4) der Uebergang über die Donau; 5) die Einnahme von Varna; 6) die Rückkehr; 7) der Uebergang über den Balkan; 8) die Uebergabe von Adrianopel. Das Gedicht ist in reimlosen Jamben abgefaßt; an vielen Stellen wird jedoch die epische Erzählung von lyrischen Gesängen unterbrochen. In der Einleitung, in der der Dichter die Göttin der Wahrheit anruft, widmet er sein Werk zugleich dem Helden desselben, dem Kaiser von Rußland. Von Italiänischen Kritikern wird das Gedicht als ein gelungenes Wagstück bezeichnet, das bei manchen Längen doch des Schönen sehr viel enthält.

— Merkwürdige Uhr. Ein Herr Richards zu Droitwich in England hat einen außerordentlich kunstreichen und nützlichen Mechanismus erfunden, durch den der Bereich der Uhr wesentlich erweitert wird. In der Mitte des Zifferblatts befindet sich eine genau gezeichnete Abbildung der Erde, um welche herum sich die Jahreszeiten fortbewegen, umgeben von dem gekrümmten Firmament. Unter den Sternen steht man den Mond, in der Gestalt, die er gerade am Himmel hat, seinen täglichen Kreislauf um die Erde machen, mit seinem Auf- und Untergang, die Zeit seines Auf- und Unterganges, den Punkt des Himmels, wo er jedesmal steht, und die Zahl der Grade seines Abstandes von der Sonne. Die Stunde und Minute des Tages wird durch die Sonne angezeigt, deren jedesmaligen Standpunkt am Himmel, so wie Auf- und Untergang man ebenfalls genau sehen kann; auch das Zeichen des Thierkreises, durch welches sie geht, den Tag, an welchem sie in dasselbe eintritt, und die Zahl der Sterne des Bildes. Außerdem zeigt die Uhr das Datum, den Namen des Monats und die Anzahl der Tage des Monats; den Tag der Woche nebst einer Abbildung des heidnischen Gottes, von dem der Tag seinen Namen erhalten hat, und eine Ansicht von London mit der Themse und der London-Brücke nebst Bezeichnung der jedesmaligen Ebbe- und Fluthzeit für London. Dieser Theil, so wie der Mond, ist mit der größten Genauigkeit eingerichtet und berechnet. Den Umlauf des Mondes um die Erde durch ein Aderwerk richtig darzustellen, ist sonst äußerst schwierig; an dieser Uhr aber ist dies in solchem Maße gelungen, daß erst nach mehreren Jahren eine Abweichung um eine Minute stattfinden wird. Der Werth der Uhr wird durch den einfachen Bau ihres Werks, das daher nicht leicht in Störung gerathen kann, noch erhöht. Das Zifferblatt ist auch, ungeachtet der vielerlei Dinge, die darauf angezeigt werden, nicht größer als das einer gewöhnlichen Wanduhr, und doch kann man Alles deutlich unterscheiden, und jedem Theil ist sein bestimmter Name angewiesen, ohne daß eine Verwirrung stattfindet. Dabei kostet eine solche Uhr nach der Bauart des Herrn Richards nicht viel mehr, als den doppelten Preis einer gewöhnlichen, die acht Tage geht.

*) Gegenwärtig befindet sich in Katharinenburg eine Berg-Verwaltung, zu deren Bereich die Hüttenwerke des Urals gehören. Sie ward im J. 1831 von Perm dorthin versetzt und heißt seitdem die Uralische.

Anmerk. des Verf.

*) La pace di Adrianopoli, ossia la Grecia liberata.